

Dialogbrücken zwischen religiösen und naturwissenschaftlichen Ansichten

Vortrag von Winfried Dressler zur Mitgliederversammlung der ea Württemberg am 13. 9. 2025

1. Einstimmung

Liebe Freundinnen und Freunde der ea,

wir sind gerade aus der Mittagspause gekommen – mit gutem Essen und schöner Musik. Beides klingt vielleicht noch nach. Und eben begann mit dem Wort zum Tag unsere Mitgliederversammlung.

Als erstes auf der Tagesordnung steht mein Referat. Sie können es als ausführlichen Bericht aus der Arbeit des EAiD-Arbeitskreises Glaube und Naturwissenschaft nehmen. Er behandelt ein Thema, das uns alle auf verschiedene Weise betrifft.

Auf den ersten Blick scheint das einfach: Die einen beschäftigen sich mit Gott, die anderen mit der Welt. Zwei Sphären, die sich nicht in die Quere kommen. Aber so leicht ist es nicht. Denn wir leben immer in beiden Welten zugleich: Die Mehrheit der Akademiker heute deuten ihr Leben mit den Begriffen der Wissenschaft – nur noch wenige auch mit den Bildern des Glaubens. Manchmal ergänzen sie sich, manchmal stehen sie nebeneinander, manchmal geraten sie auch in Spannung.

Darüber möchte ich heute mit Ihnen nachdenken – kein Fachvortrag, sondern erzählend.

Zum Ablauf: Ich beginne mit einer kurzen Einführung. Sie steckt das Feld ab, in dem wir uns bewegen, und zeigt, warum ein „scheidunglich-friedliches Nebeneinander“ nicht genügt und welchen roten Faden wir verfolgen.

Dann gehe ich mit Ihnen durch drei Facetten des Themas:

- Zuerst blicken wir auf den **Zufall**: Wie verstehen ihn Wissenschaft und Glaube – und wo liegen die Unterschiede? Wir haben hier einen Vortrag im Hauskreis Ulm aufgegriffen.
- Dann stelle ich Ihnen ein **Dialogmodell** vor, das zeigt, wie beide Seiten ins Gespräch kommen können, ohne ihre Identität zu verlieren.
- Und schließlich geht es um unser eigenes **Brückenprojekt** im Arbeitskreis. Dort haben wir versucht, im Kleinen solche Brücken der Verständigung zu bauen.

Ich verspreche Ihnen: Es geht nicht darum, die eine Seite gegen die andere auszuspielen. Es geht darum, Brücken sichtbar zu machen. Brücken, die uns helfen können, die Welt in ihrer Tiefe zu sehen – und die Sicht anderer besser zu verstehen.

Zunächst lade ich Sie ein, einen Moment auf sich selbst zu schauen.

Stellen Sie sich innerlich die Frage: Wenn ich an mein eigenes Leben denke – wie erlebe ich das Verhältnis von naturwissenschaftlicher Weltsicht und religiösem Glauben?

- Ist das für mich eher harmonisch, ein Miteinander, das sich gut ergänzt?
- Oder eher spannungsreich, vielleicht sogar konflikthaft?

Eine zweite Frage: Fühle ich mich durch wissenschaftliche Erkenntnisse in meinem Glauben eher bestärkt – oder eher herausgefordert?

Und schließlich: Wie wichtig ist mir überhaupt, dass Glaube und Wissenschaft zueinander passen? Oder kann ich gut damit leben, wenn beides unabhängig voneinander, nebeneinander bleibt?

Sie müssen das hier nicht äußern. Es genügt, wenn Sie für sich eine Antwort spüren.

Mir ist nur wichtig, dass wir nicht abstrakt starten, sondern von dem ausgehen, was jede und jeder von uns tatsächlich empfindet.

2. Einführung ins Thema

Unser Thema heute heißt: *Dialogbrücken zwischen religiösen und naturwissenschaftlichen Ansichten.*

Wenn wir in die Gegenwart schauen, dann wirkt das Verhältnis zwischen Theologie und Naturwissenschaft auf den ersten Blick eigentlich ziemlich unproblematisch. Jeder arbeitet auf seinem Feld, und man lässt sich in Ruhe. Ein schieblich-friedliches Nebeneinander der Disziplinen.

Die Naturwissenschaften beobachten, messen, prüfen Hypothesen. Sie arbeiten empirisch. Theologische Aussagen sind in diesem Rahmen gar nicht möglich. Und umgekehrt: Theologie deutet, sie interpretiert, sie fragt nach Sinn und nach Gott. Nicht als empirischem Gegenstand, sondern in einer anderen Sprache. So könnte man sagen: zwei getrennte Welten, die sich kaum berühren.

Und doch – so einfach ist es nicht. Denn sobald jemand meint, die Grenze zu überschreiten, wird es schnell heikel. Da ist zum Beispiel der Satz: „*Wenn alles naturwissenschaftlich erklärt ist, gibt es keinen Gott mehr.*“ – eine unzulässige Verallgemeinerung. Ein Übergriff der Naturwissenschaft auf das Ganze. Oder umgekehrt: fundamentalistische Lesarten der Bibel. Alles wird unmittelbar auf die Schrift zurückgeführt. Wissenschaftliche Ergebnisse gelten nur, wenn sie ins biblische Weltbild passen. Auch das ist ein Übergriff – diesmal aus religiöser Sicht.

So entstehen Überdehnungen auf beiden Seiten: Atheismus und Reduktionismus hier, Fundamentalismus dort. Und damit ein polarisiertes Streitfeld. Die einfachste Lösung scheint zu sein: Man geht sich aus dem Weg. Aber – und das ist der Punkt, der uns im Arbeitskreis interessiert – damit ist die Spannung nicht wirklich gelöst. Denn sie begegnet uns nicht nur in öffentlichen Debatten. Sie begegnet uns auch in uns selbst.

Sicher kennen Sie das: Man steht frühmorgens draußen, die Sonne geht auf. Der Nebel liegt noch über den Feldern, und langsam färbt sich der Himmel. Ein Naturwissenschaftler kann erklären, wie das zustande kommt – wie Licht gestreut wird, welche Schichten in der Atmosphäre das bewirken, warum der Himmel in diesem Moment so rot leuchtet.

Und gleichzeitig geschieht in uns etwas anderes. Wir empfinden Staunen, Dankbarkeit vielleicht, oder die Frage kommt uns: *Was sagt mir dieser neue Tag? Woher kommt die Kraft, ihn zu beginnen?*

Beide Ebenen sind real. Die eine beschreibt, *wie* es geschieht. Die andere fragt, *was es für uns bedeutet*. Und oft erleben wir beides zugleich.

Wir können dabei sehr wohl innerlich in Konflikt geraten – zwischen einem naturwissenschaftlich geprägten Weltbild und unserem Glauben. Oder wir geraten in Auseinandersetzungen mit anderen, wenn beide Seiten sich nicht mehr verstehen.

Dabei kommt noch etwas hinzu: Die gesellschaftliche Bedeutung ist höchst ungleich verteilt. Naturwissenschaft hat enorme Wirkung – wirtschaftlich, politisch, kulturell. Theologie spielt im öffentlichen Diskurs eher eine Nebenrolle. Von Augenhöhe kann man kaum sprechen.

Und doch: Die Spannung bleibt bestehen. Denn während die Institutionen beschlossen haben, dass sie nebeneinanderher leben, spüren wir im persönlichen Leben, dass es nicht so einfach ist.

Für den Arbeitskreis haben wir das einmal so formuliert:

*„Wir betrachten Glauben und Wissen als zwei sich ergänzende Weisen, uns in der Welt zu orientieren. Wissen lässt uns wirksam handeln und erweist sich dadurch als vertrauenswürdig. Von unserem Glauben lassen wir uns tragen, und er gibt unserem Handeln eine Richtung. Zusammen bilden sie eine Art **roten Fadens** für unser Leben. Wir wollen diesem Faden nachspüren und fassen, was sich über seine vielen **Facetten** sagen lässt.“*

Das klingt einfach – und ist doch sehr grundlegend. Denn hier berühren sich zwei Ebenen:

- Auf der einen Seite Kausalität und Zufall – das naturwissenschaftliche Fragen nach Ursachen und Bedingungen.
- Auf der anderen Seite Freiheit und Absicht – das theologische Fragen nach Schöpfung und nach Gottes Handeln.

Wenn man versucht, das eine in die Sprache des anderen zu übersetzen, landet man schnell wieder im Kategorienfehler. Denn das freie Handeln Gottes lässt sich nicht einfach naturwissenschaftlich beschreiben.

Und trotzdem: Wir Menschen stehen mit beiden Beinen in beiden Welten. Wir vertrauen auf die Kausalgesetze, die uns wirksam handeln lassen. Und wir leben doch zugleich aus Entscheidungen, aus Verantwortung, aus Beziehungen, die unserem Leben Richtung geben.

Darum wollen wir **heute drei Facetten dieses roten Fadens betrachten** – drei Perspektiven, wie Brücken zwischen Glauben und Wissen aussehen können.

3. Facette „Zufall“

Die erste Facette, die ich mit Ihnen betrachten möchte, betrifft den Zufall. Wir hatten dazu im Arbeitskreis Professor Peter Hägele zu Gast – Physiker aus Ulm, und zugleich ein gläubiger Christ. Ich fand seine Art, über Zufall zu sprechen, sehr eindrücklich – gerade weil er die Grenzen der Naturwissenschaft so klar respektiert. Er hat uns zunächst bewusst gemacht: „Zufall“ ist nicht einfach ein Ding. Es ist ein Wort, das in unterschiedlichen Zusammenhängen Verschiedenes meint.

In der klassischen Physik zum Beispiel ist Zufall meist nur Ausdruck unserer Unkenntnis. Wir wissen nicht alle Anfangsbedingungen, können also das Ergebnis nicht exakt berechnen. In der modernen Physik – in der Quantenmechanik – sieht es anders aus. Dort gibt es tatsächlich fundamentalen Zufall. Bestimmte Ereignisse haben keine Ursache, sie sind prinzipiell unvorhersagbar. Das heißt: Die Naturwissenschaft kennt beides – Gesetzmäßigkeit und Zufall. Aber was das für unser Leben bedeutet – das ist keine naturwissenschaftliche Frage mehr.

Und hier hat Hägele uns erinnert: Naturwissenschaft beschreibt, *wie* etwas geschieht. Aber sie kann nicht deuten, *ob* ein Geschehen einen Sinn hat oder nicht. Wenn also jemand sagt: „Alles ist nur blinder Zufall“ – dann ist das schon eine Deutung. Aber keine naturwissenschaftliche Aussage.

Spannend wurde es dann bei der Frage: Ist Zufall eigentlich ein Gegenspieler Gottes? Auch hier warnte Hägele vor einem Kategorienfehler. Zufall in der Physik und Gott in der Theologie sind nicht Gegensätze, die sich ausschließen. Man kann vielmehr sagen: Ob ich ein Ereignis als Zufall oder als Fügung deute, hängt vom Bezugsrahmen ab.

Ein Beispiel macht das deutlich: Zwei alte Freunde begegnen sich nach vielen Jahren auf der Straße. Naturwissenschaftlich betrachtet ist das Ereignis eine Koinzidenz – eine zufällige Begegnung. Aus Glaubenssicht kann man es aber auch als Fügung verstehen. Beides widerspricht sich nicht. Es sind Deutungen in verschiedenen Rahmen.

Und für den Glauben heißt das: Auch dort, wo wir Zufall erleben, muss Gott nicht abwesend sein. Sein Wirken geschieht nicht als sichtbarer Eingriff, sondern als ein Rahmen von Möglichkeiten. Zum Beispiel auch als die Möglichkeit von Leben überhaupt.

Für mich ist das eine wichtige Brücke: Ein Physiker zeigt, dass Naturwissenschaft ihre eigenen Grenzen achtet. Und derselbe Mensch – als Christ – zeigt, dass Glaube gerade dort ansetzt, wo wir Zufall nicht nur berechnen, sondern deuten. Vielleicht sogar so: dass uns etwas zu-fällt.

4. Facette „Dialogmodell“

Die zweite Facette möchte ich am Beispiel eines Buches zeigen, das mich sehr beeindruckt hat: *Firmament und Kosmos* von Michael Gerhardt. Darin entwickelt er ein Modell, wie Theologie und Naturwissenschaft in einen echten Dialog treten können.

Das Besondere an seinem Ansatz ist: Er sucht nach **gemeinsamen Dialogobjekten**. Er wählt als Beispiel die Geschichte von der kosmischen Entstehung des Lebensraums Erde als Teil unseres Sonnensystems.

Schon in diesem Begriff „Geschichte“ steckt etwas Verbindendes. Denn Geschichte umfasst einerseits kausale Ereignisse – also Ursache und Wirkung –, andererseits aber auch Freiheit, Handlungsmöglichkeiten, – und in der Naturwissenschaft zumindest das, was man Kontingenz nennt: Dinge, die so geschehen sind, aber auch anders hätten kommen können. Geschichte ist also beides: Sie verbindet das naturwissenschaftliche Sprachspiel der Ursachen und Zufälle mit dem theologischen Sprachspiel von Schöpfung und Handeln.

Auch der Begriff „Lebensraum“ trägt diesen doppelten Charakter. Naturwissenschaftlich können wir beschreiben, wie viele notwendige und zugleich zufällige Umstände zusammentreffen mussten, damit Leben auf der Erde möglich wurde. Theologisch finden wir ein ähnliches Bild im ersten Schöpfungsbericht: Dort erscheint die Erde als ein eigens geschaffener Lebensraum – eine Lebensblase im Chaoswasser, geschützt durch das Firmament, das die Himmelfeste symbolisiert.

So entsteht ein gemeinsamer Bezugspunkt. Beide Seiten können an ihm ansetzen, ohne dass die eine die andere vereinnahmt. Naturwissenschaft und Theologie beschreiben nicht dasselbe, aber sie betrachten das Gemeinsame aus unterschiedlichen Blickwinkeln.

Michael Gerhardt nennt diesen Prozess einen **hermeneutischen Dialogzirkel**. Er beschreibt ihn in vier Schritten.

Der erste Schritt heißt: „komplexitätstransparente Schematisierung“.

Klingt kompliziert, meint aber etwas Nachvollziehbares: Jede Seite stellt dar, wie sie die Geschichte sieht – in ihrem eigenen Schema. Es darf nicht zu einfach sein, sonst gehen mögliche Anknüpfungspunkte verloren. Und es muss transparent genug sein, um vom Dialogpartner verstanden zu werden.

Naturwissenschaftlich sieht das im Beispiel so aus: Die Entstehung der Erde ist ein Prozess aus großen Entwicklungsphasen, die kausal erklärbar sind – und dazwischen kontingente Ereignisse, die man nicht hätte vorhersagen können. Einige Beispiele:

- Eine Supernova, die überhaupt erst die Materie liefert, aus der unser Sonnensystem entstehen konnte.
- Die Bildung einer Scheibe aus Gas und Staub um die junge Sonne.
- Ein Ereignis wie der sogenannte „Grand Tack“, bei dem sich die Gasriesen verschoben und so erst Platz für die Gesteinsplaneten machten.
- Die Kollision der jungen Erde mit einem marsgroßen Körper, aus der vermutlich der Mond hervorging.
- Und viele weitere Prozesse, bis die Erde schließlich zu einem lebensfreundlichen Planeten wurde.

Es geht mir nicht darum, das alles im Detail zu erklären – das wäre ein eigener Vortrag. Wichtig ist nur der Eindruck: Naturwissenschaft beschreibt hier einen kosmischen Prozess als Zusammenspiel von Gesetzmäßigkeiten und einmaligen, nicht vorhersagbaren Ereignissen.

Auf der theologischen Seite dagegen nimmt Gerhardt ein ganz anderes Schema – das sogenannte Aktantenschema des französischen Semiotikers A. J. Greimas. Hier wird nicht eine Kette von Ursachen beschrieben, sondern ein Beziehungsgefüge von Akteuren.

In diesem Schema ist Gott der Sender, der ein Ziel setzt: den Lebensraum. Der Lebensraum selbst ist das Objekt, das geschaffen und erhalten wird. Empfänger ist das Universum, das Leben, das diesen Lebensraum empfängt. Helfer auf diesem Weg sind das Wort und die Tat Gottes. Das Subjekt, das die Bewegung trägt, ist das Firmament – der geordnete Raum. Und der Gegner ist das Chaos, das Nichtiges, das immer wieder in die Ordnung einzubrechen droht.

Spannend ist, wie Gerhardt das Firmament und unser Sonnensystem miteinander verbindet: Das Sonnensystem kann naturwissenschaftlich als Lebensraum beschrieben werden. Aber theologisch weist es darüber hinaus – zum Firmament, das den Lebensraum nicht nur physisch, sondern auch ontologisch trägt. Naturwissenschaft beschreibt also, *wie* der Lebensraum entsteht. Theologie deutet, *worauf* er verweist.

Damit stehen wir nun vor zwei Bildern: Naturwissenschaftlich ein Schema von Phasen und Zufällen. Theologisch ein Geflecht von Sender und Empfänger, Helfer und Gegner. Beide beschreiben denselben Gegenstand – die Geschichte des Lebensraums Erde –, aber in unterschiedlichen Sprachspielen.

Der zweite Schritt heißt: „reflexive Vergewisserung“.

Hier ist jede Seite aufgefordert, die eigenen Begründungen kritisch unter Berücksichtigung des anderen Schemas zu befragen: Warum erzähle ich die Geschichte so? Worauf stütze ich mich? Wo habe ich vielleicht blinde Flecken? – Es geht nicht darum, die andere Seite zu überzeugen, sondern sich selbst klar zu werden.

Der dritte Schritt ist die „dialogische Vermittlung“.

Jetzt beginnt der eigentliche Austausch. Jede Seite versucht, zentrale Motive in die Sprache der anderen zu übersetzen – ohne Anspruch auf Perfektion. Gerhardt spricht von einer „osmotischen Offenheit“: Etwas geht durch die Membran hindurch, ohne dass die Identität verloren geht. Theologen können naturwissenschaftliche Begriffe aufnehmen, Physiker können sich probeweise auf theologische Deutungen einlassen.

Der vierte Schritt schließlich heißt: „Thinking out of the Box“.

Am Ende steht die Möglichkeit – nicht die Garantie! – dass sich ein neuer Gedanke zeigt. Vielleicht ein Aha-Moment, vielleicht ein Hybridsprachspiel, das es so noch nicht gab. Vielleicht aber auch nur eine neue Frage. Wichtig ist: Niemand muss seine Disziplin verändern. Es genügt, Impulse mitzunehmen und sie in den eigenen Diskurs einzuspeisen.

Darum spricht Gerhardt von einem Planspiel. Es ist ein Übungsraum.

Wir probieren aus, was Dialog leisten kann – ohne dass jemand seine Identität preisgeben muss.

Besonders eindrücklich ist der biblische Bezug: Der erste Schöpfungsbericht, Genesis 1, entstand im babylonischen Exil. Die Israeliten standen unter Druck, ihre Identität zu bewahren. Die Babylonier hatten Mythen, in denen die Welt aus einem göttlichen Kampf hervorging. Dagegen setzt die Bibel etwas ganz anderes: einen nüchternen, fast prosaischen Bericht. Sie erzählt von einem Gott, der nicht kämpft, sondern ordnet, benennt und Segen zuspricht.

Man könnte sagen: Genesis 1 ist selbst ein Beispiel für den Dialog mit einer fremden Deutung des Weltbildes. Ein Volk entfaltet seine eigene Sicht und bewahrt dadurch seine Identität. Das antike Weltbild selbst, der Inhalt des Dialogs, ist nicht mehr haltbar. Wohl aber die Struktur des Dialogs, die Gerhardt als Vorbild für sein Modell diente.

Und genau hier sehe ich eine Analogie für uns heute. Auch wir leben in einem Umfeld, das von einem nicht-religiösen, naturwissenschaftlich geprägten Weltbild bestimmt ist. Wir nennen es das säkulare Weltbild. Wer Christ ist, steht in gewisser Weise ähnlich da wie Israel damals in Babylon: Wir teilen den Blick auf die Welt – wenn wir die Augen nicht verschließen –, aber wir deuten ihn anders.

Und da setzt Gerhardts Dialogmodell an. Es hilft uns, das Gemeinsame zu sehen – und zugleich die Verschiedenheit der Deutungen nicht zu verwischen. Sie können vielmehr als Beiträge aus verschiedener Richtung produktiv werden.

Ich finde: Das ist ein starkes Bild. Ein Bild für das, was wir im Arbeitskreis suchen – und was wir heute miteinander bedenken.

5. Facette „Brückenprojekt“

Die dritte Facette schließlich ist unser eigenes *Brückenprojekt* im Arbeitskreis. Wir haben uns gefragt: Wie können wir Brücken schlagen zwischen einer säkularen und einer glaubenden Haltung?

Wir alle kennen diese Momente des Staunens und Innehaltens: Wir erleben etwas Schönes – einen Sonnenaufgang, ein freundliches Wort, eine kleine Geste – und plötzlich sind wir voller Dank. Oder wir sind getroffen vom Leid eines anderen, von Ungerechtigkeit oder Schmerz, und wir klagen. Und manchmal, wenn wir nicht mehr weiterwissen, bitten wir – um Hilfe, um Trost, um Mut.

Danken, Klagen und Bitten – das sind Grundformen menschlichen Sprechens. Sie gehören zum Kern unseres Daseins. Doch wohin gehen diese Worte? Wer ist ihr Adressat? Für manche ist es Gott, der hört. Andere wenden sich an die Gemeinschaft, an die Mitmenschen, an eine Idee wie Gerechtigkeit oder Humanität. Verschiedene Deutungen, religiös oder säkular – aber dieselbe menschliche Erfahrung, aus der sie erwachsen.

Gerade darin liegt schon ein erster Ansatz für Brücken. Denn wir können anerkennen: Auch wenn wir anders sprechen, anders deuten, kennen wir doch diese Grundgesten alle. Wir sind darin verwandt.

Nun reicht es freilich nicht, einfach festzustellen: „Jeder hat seine eigene Wahrheit.“ Damit blieben wir an unserem eigenen Ufer. Oder wir könnten uns in endlose Streitgespräche verfangen, wer nun die richtige Deutung habe. Beides verfehlt das Ziel: Denn wir verlieren entweder die Begegnung – oder wir verlieren uns in Auseinandersetzungen. Und beides lenkt uns ab von der eigentlichen Aufgabe, unser Leben zu bestehen.

Darum ist es hilfreich, auf Wittgensteins Bild der Sprachspiele zu schauen. Jede Gemeinschaft hat ihre eigenen Regeln, ihre eigene Wahrheit. Was dem einem selbstverständlich ist, klingt den anderen fremd.

Brücken entstehen hier nicht durch Vereinheitlichung, auch nicht durch missionarischen Streit. Sondern dadurch, dass wir Räume schaffen, in denen wir das Eigene aussprechen – und zugleich das Andere hören. Dass wir am eigenen Ufer stehenbleiben, aber auf die Stimme des anderen Ufers achten.

So erweitert sich unser Horizont. Wir entdecken, dass auch dort Erfahrungen ernst genommen werden wollen. Das kann uns nicht nur befremden, es kann uns sogar helfen: Unerwartete Anregungen und Impulse kommen von der anderen Seite zurück – und sie können uns für unser eigenes Leben stärken.

Ein weiteres Bild fügt sich dazu: die große Bühne. Der Neurobiologe Tobias Esch beschreibt unser Gehirn als jene Bühne, auf der alles zusammenkommt: Gefühle, Gedanken, Erinnerungen, Glauben, Wissen.

Man kann diese Bühne nüchtern biologisch betrachten: als Organ mit Zellen und Synapsen, als Schauplatz von biochemischen Prozessen. Dann erklärt sich, warum Glaube wirkt: weil er Stress senkt, Heilung fördert, Selbstregulation unterstützt. Oder man kann die Bühne mit Augen des Glaubens sehen: als Ort, an dem Gottes Wirklichkeit uns berührt, uns trägt und herausfordert.

Dasselbe Phänomen – zwei Deutungen. Für die einen ist Glaube ein Stück innerer Vorstellungswelt und für die anderen eine Beziehung zu Gott. Die Spannung ist deutlich: Der eine mag beschreiben, wie Glaube funktioniert – doch dieses Wissen ersetzt den Glauben nicht. Die andere mag einräumen, dass Glaube Projektion sein könnte – doch das schmälert nicht ihre Erfahrung, dass er trägt und heilt.

So oder so: Wir alle stehen auf derselben Bühne. Wir alle führen unser Leben als eine Aufführung auf ihr. Wir können uns bewähren oder scheitern – und das nicht dadurch, dass wir das Ufer wechseln könnten, denn das steht nicht in unserer Macht. Wohl aber dadurch, dass wir lernen, Brücken zu nutzen: auf die Stimmen des anderen Ufers zu hören und uns dadurch bereichern zu lassen.

Vielleicht wird daran deutlich, was unser Arbeitskreis „Glaube und Naturwissenschaft“ mit seinem Brückenprojekt will. Wir wollen nicht Unterschiede glätten oder überbrücken im Sinn von zudecken. Wir wollen auch nicht ins Lagerdenken zurückfallen. Sondern wir wollen Räume eröffnen, in denen wir unsere Wahrheiten aussprechen, einander zuhören und so Brücken schlagen.

Das Ziel ist nicht, einer dem anderen Recht zu geben. Das Ziel ist, einander besser zu verstehen – und vielleicht sogar Anregung und Hilfe für das eigene Leben zu finden.

Denn am Ende verbindet uns mehr, als uns trennt: Wir alle danken, klagen, bitten. Wir alle suchen nach Wahrheit, jeder in seiner Sprache. Wir alle stehen auf derselben Bühne des Lebens. Und genau darin liegt unsere gemeinsame Aufgabe: Brücken zu bauen – im Vertrauen, dass wir einander nicht fremder, sondern reicher werden.

6. Schluss

Damit bin ich am Ende meiner Gedanken.

Wir haben drei Facetten betrachtet:

- Wie ein Physiker wie Peter Hägele den Zufall ernst nimmt – und zugleich die Grenzen der Deutung respektiert.
- Wie Michael Gerhardt mit seinem Dialogmodell einen Weg zeigt, das Gespräch zwischen Theologie und Naturwissenschaft systematisch zu gestalten.
- Und wie wir selbst im Arbeitskreis versuchen, Brücken zu bauen zwischen säkularen und religiösen Deutungen.

Das Verhältnis von Glaube und Naturwissenschaft wird immer Spannungen enthalten. Aber diese Spannung muss kein Problem sein. Sie kann ein Anstoß sein, uns tiefer zu fragen, was uns trägt – und wie wir die Welt, uns darin und Gottes Wirken verstehen.

Brücken helfen uns dabei: Wir bleiben an unserem Ufer, hören aber auf die Stimme des anderen. Und manchmal kommt genau von dort die unerwartete Hilfe, die unser eigenes Leben stärkt.

Vielen Dank!